



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hauser, Otto: Die schwarze Mutter Gottes von Reith : eine Geschichte aus dem Vormärz

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

z. B. Reinleinen mit Handarbeit mit (LH), Halbleinen mit Maschinenarbeit mit (TLM) zu bezeichnen ist.

Natürlich gelten diese Forderungen unzweideutiger Qualitätsbezeichnung für alle Industrien ausnahmslos, auch deshalb, weil sich gerade in letzter Zeit die Bedeutung der Material-Qualitätssteigerung in allen Industrien gezeigt hat, ob es sich nun um Stahl, Stein, Kohle, Holz, Papier, Porzellan oder Emailarbeit handelt. Am eklatantesten und folgenschwersten ist dies vielleicht beim Stahl. „Wenn man die Kontrolle der gesamten Stahllieferungen in der beschriebenen Weise streng durchführt, so wird man sehr bald die Segnungen spüren, die der Bezug eines stets gleich guten Rohmaterials für die Fabrikation mit sich bringen muß, und man wird schnell einsehen, daß die Kosten der Untersuchungen sich hundertfältig bezahlt machen.“ So sagt Bertold Mitan in seinem Artikel „Das Materialprüfungswesen in einer modernen Maschinenfabrik“ in der Zeitschrift „Werkstattstechnik“ Nr. 9, 1909. Verlag Julius Springer.

In der Tat sollten die Versuche, die Härte des Stahles zu erhöhen und zugleich das Gewicht zu vermindern, mit Unterstützung aller wissenschaftlichen Mittel so rege als möglich betrieben werden*).



Die schwarze Mutter Gottes von Reith

Eine Geschichte aus dem Vormärz

Von Otto Hauser-Wien



an sah es schon seit dem Frühling kommen. Die Winterfaaten erwiesen sich als verdorben. Ganze große Flecken gingen nicht auf. Die Mäuse waren eingefallen und hatten den Grund mit ihren Gängen durchzogen und die Wurzeln abgefressen. Man ackerte die Felder um, zerpflügte dabei die Schädlinge und trieb andere aus dem Verstecke, die dann mit Stöcken erschlagen oder von den Hunden gejagt wurden; denn man pflegte die Hunde mitzunehmen und auf die Mäuse zu hezen. Dann wurde Sommersaat gesät. Man hatte nicht eben viel Zuversicht, aber sah es bald, daß gar nichts zu hoffen war. Mittlerweile vernichtete ein später Frost die ganze Baumblüte und zum Überfluß kamen noch die Raupen und fraßen auch die Blätter, so daß die Bäume so kahl standen wie im Mittwinter. Es war traurig

*) Seither haben wir Friedrich Krupps Homogeneisenstahl. Dann kam Kohlenstoffstahl von 5000 bis 6000 Kilogramm pro Quadratcentimeter Festigkeit. Bessmerstahl hat 6000 bis 7000 Kilogramm Festigkeit. Endlich Vanadiumstahl und Nickelstahl. Brücken aus Nickelstahl können bis zu 30 Prozent billiger gebaut werden als flußeiserne, infolge der bedeutenden Gewichtverminderung; denn Nickelstahl ist bedeutend härter als Flußeisen.

anzusehen. So setzte man die letzte Hoffnung auf die Kartoffeln, das Brot der Armen. Das Kraut stand zu Anfang nicht schlecht und man glaubte eine gute Ernte erwarten zu dürfen, bald aber bekam es gelbe und schwarze Zeichen, und als man die Kartoffeln herausnahm, hatten sie die Fäule, und die wenigen, die von ihr nicht angegriffen waren, schmeckten feigt, kaum zu genießen.

Da blieb sehr vielen Kleinbauern nichts anderes übrig, als ihren Hof zu verlassen und sich im Nachbarlande Arbeit und Verdienst zu suchen. Die meisten taten es in stummer Ergebenheit, aber einige von ihnen machten sich doch ihre Gedanken und gingen nur mit schwerem Herzen, der eine und andere tat auch wohl ein Gelübde, wenn bei der Heimkehr alles gut stünde, eine Messe lesen zu lassen.

Einer der Kleinbauern, ein Mann in den mittleren Jahren, der mit am härtesten betroffen war, hatte nun ein junges, schönes Weib, das er heißen Blutes wußte und nur mit Bangen allein zurückließ. Mehrere Tage hielt er mit sich Rat, was er tun sollte, um sich ihrer Treue zu versichern. Manchmal meinte er zwar, das kleine Kind, das sie kaum erst abgespänt hatte, würde sie immer an ihre Pflicht erinnern und alle Sorge sei darum unnütz, dann jedoch schien ihm diese Bürgschaft viel zu gering. Endlich beschloß er, der schwarzen Mutter Gottes in dem nahen Wallfahrtsorte zwei Wachskerzen zu opfern, sie zu bitten, Hüterin seiner Frau zu sein, und ihr für diesen Dienst ein prächtiges weißes gesticktes Gewand für sie und das kleine schwarze Jesuskindlein auf ihrem Arm zu geloben. So tat er und ließ obendrein noch in der Wallfahrtskirche eine Messe lesen, was ihm einen nicht geringen Teil seines Reispennings kostete; aber gern wollte er dafür auf seinem Wege darben, wenn nur die Mutter Gottes auf sein Weib recht achtgab. Daß sie es tun würde, diese Gewißheit kam ihm, während er vor seinen brennenden Kerzen auf den Knien lag und das Bild auf sich herabbliden sah, ohne allen Zweifel, und ganz getröstet und sicher ging er wieder heim, und in der gleichen Stimmung ließ er seine Frau mit dem Knecht, einem sechzehnjährigen Burschen, der allen Dienst zu verrichten hatte, und ihrem kleinen Kinde zurück. Er versprach, ihr schreiben zu lassen und empfing von ihr die Zusage, daß auch sie durch den Schullehrer Nachricht von sich und dem Zustande seiner Wirtschaft geben wolle.

Während andere Bauern auf dem Wege in Klagen ausbrachen, etliche auch unfrome Reden führten, ging er mit seinen Arbeitsgeräten auf der Schulter und dem Bündel auf dem Rücken ruhig und fast heiter. An ihrem Bestimmungsorte zerstreuten sie sich dann in kleinere Trupps und arbeiteten, was es eben gab.

Über den Winter kehrten mehrere mit dem bisherigen, freilich nur geringen Erlös zurück. Es waren jene, die bestimmt hofften, die Mäuse würden indessen weiterwandern, so daß man wieder anbauen konnte. Sie erkannten bald, daß sie sich betrogen hatten und mußten im Frühjahr den weiten Weg in die Fremde noch einmal machen.

Der erwähnte Bauer war nicht darunter gewesen. Er glaubte der Nachricht, die einer von ihnen aus dem Dorfe erhalten hatte, daß nämlich im nächsten Frühjahr alle Arbeit vergeblich sei, und blieb also. Er hatte als Knecht einen guten Dienst auch über den Winter gefunden und sparte sich eine hübsche Summe zusammen. Gegen Weihnachten ließ er an seine Frau einen Brief schreiben, der

ihr seine Verhältnisse schilderte, sie um die Vorgänge auf dem Hofe fragte und mit dem Satze schloß, sie möge nur sein treues Weib bleiben. Er hatte ihr erst schreiben lassen wollen, daß er sie dem Schutze der heiligen Jungfrau anvertraut habe, dann aber dachte er, es sei besser, wenn sie nicht wüßte, in wessen Gut sie stand, und meinte auch, das Mißtrauen könne sie kränken. Als er den Brief vorgelesen bekam, merkte er, daß er gar nicht nach seinem kleinen Buben gefragt hatte. Das mußte noch unter den Schluß gesetzt werden. Er war mit dem Schreiben sehr zufrieden und entlohnnte es höher, als ausgemacht war. Es war ihm ganz so gewesen, als habe er jetzt mit seiner Frau von Mund zu Mund gesprochen.

Die Antwort, die nach einiger Zeit eintraf, sagte ihm, daß daheim getan wurde, was unter so traurigen Umständen eben zu tun möglich war, und daß sein Kind gedeihe.

Dann begannen alsbald die neuen Feldarbeiten und es kam zu keinem weiteren Briefwechsel.

Im Herbst entstand die Frage, ob es nun geraten war, in die Heimat zurück-zufahren, oder ob man lieber noch ein Jahr in der Fremde arbeiten sollte. Zwei Briefe waren aus dem Dorfe eingetroffen; der eine besagte, daß alles noch ebenso schlimm stehe wie im vorigen Herbst, der andere, daß die Mäuse- und Raupen-plage nachgelassen habe und auch die Kartoffeln besser seien.

Diesmal gehörte er zu den Zuversichtlichen und kehrte mit heim. Er war an vierzehn Monate fortgewesen und hatte in dieser Zeit mehr gespart als irgendetwas anderer. Denn er hatte nicht einen Groschen für Wein oder Dirnengeschenke ausgegeben und sich immer nur mit dem Notwendigsten beschieden.

Mit großer Freude trat er den Weg in die Heimat an, aber je näher er ihr kam, um so mehr Gedanken machte er sich. War sein Weib ihm wirklich treu geblieben? Wenn er nur darüber Sicherheit gehabt hätte! Aber hatte er nicht die Mutter Gottes zu ihrer Hüterin bestellt? Wo gab es eine bessere Gewähr? Gewiß, sie hatte über jeden Schritt seines Weibes gewacht. O wie dankbar wollte er ihr nun sein! Nicht nur das weiße gestickte Gewand sollte sie bekommen — das war viel zu wenig —, er wollte auch noch zwei, nein drei Messen lesen lassen. Das Geld hatte er ja dazu. Aber wenn nun trotzdem? — Doch nein, das war ja nicht möglich.

Der Bauer fand daheim alles in Ordnung. Das Kind hatte gehen und schon ein wenig plappern gelernt und sein Weib war gesund und freundlich. Nur ein wenig schwarz um die Augen sah sie aus. Ja, sie hatte sich beim Kartoffelhacken etwas verdorben; es war ein so naßkalter Nebeltag gewesen. Sie hätte sich zu Bett legen sollen, hatte es aber nicht getan und darum steckte ihr die Krankheit noch ein wenig in den Gliedern. Das Knechtel kam erst ganz zuletzt aus dem Stalle hervor, hatte die Heugabel in der Hand und war von der Arbeit rot. Gut sah er aus, der junge Bursche, wie er so vor dem Bauern stand, und gewachsen war er um mehrere Zoll. Der Bauer ließ sich von der Bäuerin alles zeigen und alles war, wie er es nur wünschen konnte. Er war herzlich froh. Aber er hatte es ja gewußt, daß alles gut stehen mußte.

Dann sah er sich die Felder an und fand sie von den Mäusen schon so ziemlich verlassen. Ein rechter Ertrag war für das nächste Jahr wohl noch nicht zu erhoffen, aber man konnte es immerhin wagen, im Frühling wieder zu säen.

Schon an einem der nächsten Tage ging der Bauer in die Stadt und bestellte dort bei dem Devotionalienhändler ein Gewand für die schwarze Mutter Gottes von Reith, deren Maß man ja hatte. Er bekam versprochen, daß es ein ganz besonders schönes Gewand werden solle, womit er bei der heiligen Jungfrau gewiß Ehre einlegen werde. Es war freilich um vieles teurer, als er erwartet hatte, aber ihm war es um das Geld nicht leid. Und die drei Messen wollte er auch noch lesen lassen, obwohl sie erst nachträglich zum Gelübde gekommen waren und darum nicht unbedingt dazu gehörten.

Als er nach einiger Zeit seine Gewandspende dem Mesner der Wallfahrtskirche übergab, erfuhr er, daß die schwarze Mutter Gottes sechshundertsiebenundneunzig Kleider hatte, darunter solche ganz aus Goldbrokat und mit echten Edelsteinen besetzt, und sie wurden ihm auch gezeigt: in Kasten mit vielen flachen Läden, die sorglich versperrt waren, lagen sie und die kostbarsten hingen an der Wand unter Glas. Dagegen war nun sein gesticktes weißes Gewand recht armselig, aber er freute sich doch, als der Mesner sagte, auch sein Kleid werde darankommen, wenn die Reihe an ihm sei, und er meinte, er werde das an dem betreffenden Tage spüren müssen wie einen besonderen Segen. Dann zahlte er auch noch seine drei Messen, sagte der Mutter Gottes Dank im Gebet und ging heim in froher Erleichterung.

Nun kam zunächst die müßige Winterzeit. Man schlief lange und saß den Tag über zumeist hinterm Ofen. Wo kein Korn eingebracht worden war, gab es so gut wie gar nichts zu tun. Dann und wann erhielt man Besuch. Gewöhnlich war es eine Gevatterin aus der Nachbarschaft, ein älteres Weib, das den Frauen in Kindesnöten beistand und auch seiner Frau diesen Dienst getan hatte. Der Besuch war ihm nicht sonderlich angenehm, denn die Alte wußte von nichts als Entbindungen zu erzählen und tat dies mit einer Ausführlichkeit, die ihm übel machte. Aber seine Frau konnte sie vielleicht wieder brauchen, und da mußte man Freundschaft mit ihr halten. Als ihn darum eines Tages seine Frau fragte, ob sie der Gevatterin nicht von ihren Kartoffeln welche mitgeben dürfe, willigte er ohne weiteres ein. Durchs Fenster sah er dann das Weib mit einem ziemlich großen Sack auf dem Rücken fortgehn.

„Du hättest ihr nicht so viel zu geben brauchen,“ sagte er zu seiner Frau, als sie wieder in die Stube trat.

Sie meinte, die Gevatterin habe es sehr karg und werde nicht so bald wiederkommen.

Er ließ es gut sein.

Aber schon nach kurzer Zeit fragte ihn seine Frau, ob sie der Gevatterin von dem Mehl, das er von seinen Ersparnissen eingeschafft hatte, ablassen dürfe. Er wollte es weigern, gab es aber doch zu. Er war freundlich gestimmt. Es mochte eine Art Nachtrag zu den Messen sein. Die heilige Jungfrau würde die Guttat sehen und sich über sie freuen.

Ein nächstes Mal merkte er, daß die Gevatterin mit einem Packer fortging, ohne daß seine Frau erst gefragt hatte. Er begehrte von ihr Aufschluß darüber. Sie wurde etwas verlegen, machte erst die Ausflucht, die Alte habe den Packer schon beim Kommen mitgehabt, und entschuldigte dann ihre Eigenmächtigkeit, weil jene „gar so ein armes Weib sei“.

Der Bauer sah eine solche Heimlichkeit nicht gern, verbot der Frau, ihre Waren zu verschenken und beschloß, darüber zu wachen, daß es nicht wieder geschah.

Eine Zeitlang kam die Gevatterin umsonst. Die Bäuerin empfing sie verlegen. Darauf erschien sie eines Tages mit einem kleinen Kinde auf dem Hof.

Die Bäuerin ging ihr entgegen und fragte sie, was sie mit dem Kinde wolle.

„Ich will's dem Bauern zeigen,“ sagte die Alte und lächelte mit ihrem zahnlückigen Munde. „Der Bauer hat ja die Kinder gern, es wird ihm gefallen.“

„Am Gottes willen,“ schrie die Bäuerin leise, „er darf es nicht wissen, und Ihr habt es mir ja zugeschworen.“

Die Gevatterin meinte, ob sie ihren Schwur halten werde oder nicht, das liege nur an ihr, der Bäuerin, und ob sie ihr jetzt noch ein paar Pfund Mehl und einen Topf Schmalz mitgeben wolle.

Ja, sie sollte es erhalten.

Bald darauf verlangte sie Geld. Die Bäuerin hatte keines. Dann möge sie es doch vom Bauern nehmen, der hatte doch „draußen“ so viel verdient, daß er der schwarzen Mutter Gottes von Reith ein weißes gesticktes Gewand schenken und gleich drei Messen zahlen konnte; die Gevatterin hatte es von dem Messner selbst erfahren. Die Bäuerin schlug es ihr ab; den Bauern bestehlen könne sie nicht.

Am nächsten Tag brachte die Alte das Kind wieder mit. Der Bauer ging eben vom Stall auf das Haus zu und das Knechtl hatte an der Stalltür gestanden und ihm müßig nachgeblickt. Nun verschwand der junge Bursch sogleich, der Bauer aber fragte die Gevatterin, was für ein Kind das sei, das sie da bringe.

Die Alte lächelte und suchte ein verlegenes Gesicht zu machen: „Es ist ein Kind, das ich in die Pfleg' bekommen hab', nur ein lediges Kind, aber gelt, Bauer, ein schönes Kind?“

Sie zeigte es ihm und der Bauer stimmte zu, ging aber dann wieder in den Stall zurück, um nicht mit der Alten zusammen sein zu müssen.

Die Bäuerin hatte die Szene beobachtet. Gleich hinter der Tür stürzte sie auf die Gevatterin zu und fragte sie, was der Bauer gesagt habe.

„Ah, nichts hat er gesagt, nur zum Knechtl ist er gegangen.“

Der Bäuerin schoß es durch den Kopf: jetzt bringt er ihn um, dann kommt er zurück und wird auch sie umbringen. Sie saßt sich und fragt, was sie denn miteinander geredet hätten.

Die Alte berichtet es.

Die Bäuerin atmet auf.

„Ich bin gekommen,“ fährt die Gevatterin fort, „ob Ihr mir nicht doch einen Gulden geben möchtet. Es ist, weil ich gerade ein Holz brauch'. Aber Ihr müßt's Euch bald überlegen, weil sonst der Bauer kommt und der möcht's vielleicht nicht leiden. . .“

Der Bäuerin schwindelt es. Sie muß es tun. Sie geht in das Zimmer, wo das Kind gerade vor dem Kasten sitzt, in dem das Geld liegt. Es ist ihr wie ein Zeichen, daß sie's nicht tun soll. Aber sie muß es tun. Es ist schon nicht anders. Sie holt den Schlüssel, schiebt das Kind weg und sperrt auf. Sie nimmt den Gulden unter der Wäsche, wo das Geld versteckt ist, hervor und schließt

schnell wieder den Kasten zu, legt den Schlüssel an seinen Ort und bringt das Geldstück, das ihr wie Feuer in der Hand brennt, der Frau.

„Aber jetzt geht, Gevatterin, jetzt geht,“ bittet sie.

Und die Alte dankt und geht.

Der Bauer wartet, bis sie fort ist, dann kommt er ins Haus.

„Nun,“ fragt er die Frau, „hat sie heut nicht wieder was wollen?“

„Nein,“ sagt die Bäuerin und sieht von ihrer Arbeit nicht auf.

Er lacht: „Mir scheint, wollen hat sie schon was, bekommen aber hat sie nichts.“

Sie wird sich's nun merken, denkt er.

Aber es dauerte nicht lange, so kam die Gevatterin wieder. Sie wollte jetzt immer nur Geld, jedesmal einen Gulden. Und jedesmal bekam sie ihn.

Der Bauer sah bald, daß seine Frau nicht mehr wie sonst war, daß sie ihm gar nicht mehr ins Gesicht blicken wollte, daß sie geschäftig tat, auch wenn sie keine Arbeit hatte. In der Nacht schlief sie nicht recht und hatte am Tage hohle Augen. Erst dachte er, sie werde sich wieder Mutter fühlen. Aber als er sie geradezu fragte, sagte sie: „Nein“. Er wußte nicht, was er sonst denken sollte.

Eines Sonntags zählte er sein Geld und fand, daß viel mehr fehlte, als für das Haus bisher verausgabt war. Er sah zu seiner Frau hinüber und sah, wie sie die Farbe wechselte.

„Was ist's mit dem Gelde?“ fragte er. „Da fehlt mir etwas.“

Sie hatte sich für den Fall schon eine Ausrede zurecht gelegt. Sie habe während seiner Abwesenheit Schulden gemacht, die sie nun bezahlen müsse, und habe sie ihm nicht eingestehen wollen. Er solle ihr verzeihen. Er fragte, bei wem sie die Schulden gemacht habe. Sie zögerte. „Bei der Gevatterin,“ sagte sie dann.

Er fragte weiter, ob sie noch bei ihr Schulden habe.

Sie wagte nicht zu bejahen und schüttelte nur den Kopf.

„Dann ist's gut,“ sagte der Bauer, sperrte das Geld wieder in den Kasten und nahm den Schlüssel an sich. Das Weib sah es in jähem Schrecken, aber wagte kein Wort.

Mehrmals kam jetzt die Gevatterin umsonst, sie bekam nichts als die Bertröstung auf das nächste Mal. Aber der Bauer behielt den Schlüssel. Da brachte sie wieder das Kind mit. Es ging schon gegen das Frühjahr zu und der Bauer richtete draußen auf dem Hofe mit dem Knecht den Pflug und die Egge wieder her. Sie hämmerten auf das Eisen, daß es nur so schallte. Und der Tag war hell und lustig.

„Bäuerin,“ begann die Gevatterin drinnen im Haus, „heut sag' ich's ihm, wenn Ihr mich wieder verträsten wollt.“

Die Bäuerin bat sie, nur noch einmal zu warten. Sie wollte nicht. Eine Weile redeten sie so hin und her, dann sagte die Alte, kurz abbrechend:

„Jetzt geh' ich zu ihm.“

Und sie ging wirklich hinaus und nahm ihren Weg auf den Bauern zu, der sie bemerkt hatte und mit seiner Arbeit erwartend einhielt.

Da jedoch läuft ihr die Bäuerin voraus und wirft sich ihrem Manne an die Brust.

„Erschlag' mich! Erschlag' mich!“ schreit sie. „Es ist mein Kind, das sie da trägt. Sie will's dir sagen, aber lieber will ich's dir selber sagen. — So, jetzt ist's heraus. Du kannst machen, was du willst. Und der Knecht ist's gewesen. Aber er hat keine Schuld.“

Der Bauer macht sich von ihrer Umflammerung los. Er ist so ruhig, daß es ihm selbst sonderbar vorkommt. „Nein,“ wiederholt er dann, „der Knecht hat keine Schuld — und du auch nicht. Nein, ihr nicht. Eine ganz andere hat schuld und ihr will ich's zeigen.“ Er hebt drohend die Faust.

Da meint die Gevatterin, die Drohung gelte ihr, und sie kreischt auf und rennt davon, so schnell sie kann.

Der Bauer muß darüber lachen, ganz laut lachen. Nein, ihr gilt die Drohung wahrlich nicht, sondern einer ganz anderen.

„Geschehn ist geschehn,“ sagt er darauf philosophisch, „lassen wir's sein, wie es ist. Und nun, Knecht, machen wir den Pflug fertig. Du wirst heuer tüchtig arbeiten müssen.“

Während die beiden weiterlärmten, sitzt die Frau im Haus und läßt ihr Kind nicht aus den Armen, weil sie sich fürchtet, daß der Bauer plötzlich herein gestürzt kommt, um sie zu erschlagen. Da soll er das Kind sehen und ihr um des Kindes willen das Leben lassen.

Aber der Bauer hat nichts solches im Sinn. Er denkt vielmehr, wie er der schwarzen Mutter Gottes heimzahlen kann, daß sie ihn so betrogen hat. Denn für ihn ist es Betrug: sie hat den Lohn wohl genommen, aber geleistet hat sie dafür nichts. Er kommt dazu, daß er ihre Kirche anzünden will, damit sie samt ihr verbrennt. Ja, das will er tun. Und dazu macht er sich am nächsten Tag nach Reith auf.

Unterwegs denkt er an alles, was nun kommen wird. Man wird ihn einfangen und für viele Jahre einsperren. Ganz gewiß. Und die Frau wird mit dem Knecht allein sein und sie werden miteinander leben wie Mann und Weib. Der Knecht wird ein tüchtiger Bauer werden, denn er ist ein fleißiger Bursch. Aber so recht froh sein wird er nicht, weil ja der Bauer auf einmal zurückkommen kann. Und dann ist seine Herrlichkeit aus und er kann seine Kinder nehmen und vom Hof gehn wie die Dirn' vom Tanz. Nun, er braucht sich eigentlich nicht zu fürchten. Denn der Bauer wird nicht so alt werden. Und dann, wenn die Bäuerin den Totenschein hat, wird sie ihn heiraten. Sie werden beide noch ganz rechte Eheleut' werden. Freilich, sein eigener Bub' wird beiseite gestoßen werden und den Hof werden die anderen bekommen. Das folgt so aus dem Übrigen.

Darüber ist er sich ganz im klaren und doch ist er völlig ruhig. Und auch als es Nacht geworden ist und er weiß, daß alle schlafen, und er nun an vier, fünf Ecken das Feuer legt und acht gibt, ob es auch weiterbrennt, ist er ganz ruhig. Er bleibt gleich in der Nähe, damit man ihn nicht zu suchen braucht, wenn man ihn einfangen will. Nur darum ist er nicht geflüchtet, jetzt aber, wie er die Flammen überall hinaufstecken sieht, ist es ihm doppelt recht, daß er geblieben ist. Denn das Feuer freut ihn. Wenn nur noch ein Wind käme! Und richtig erhebt sich ein Wind und schürt nun den Brand, daß in wenigen Minuten der Dachstuhl ergriffen ist und schon auch die Turmhalken brennen und davon die Glocken zu läuten beginnen . . .

Auf einmal ist alles wach und läuft durcheinander und schleppt Leitern herzu und bringt Kübel mit Wasser. Aber das nährt die Flammen nur. Es ist alles verloren.

Da ist es dem Bauern, der selbst bei dem vergeblichen Löschen mithilft, er müsse jetzt und jetzt lachen, ganz wie bei der drolligen Flucht der Gevatterin mit dem Kind, nur hundertmal lauter, lachen, daß die Mauern zusammenstürzen . . .

Aber da krachen sie schon und mit einem allgemeinen Ruf des Entsetzens weichen die Leute weit zurück. Der Turm wird zusammenbrechen. Und nun wartet man, wartet man, während die Glocken, deren Metall schon angefressen ist, noch forkläuten, immer jammernder, immer dissonierender.

Der Bauer steht mitten unter den vielen, aber er allein weiß, was dieses Jammern der Glocken bedeutet: das ist sie selbst, die da klagt, sie selbst, die ihn betrogen hat.

Auf einmal donnert der Turm in sich zusammen. Aus den Trümmern schießen Stichtammen auf. Niemand wagt sich in die Nähe.

Allmählich läßt das Prasseln nach und durch die glutdurchhauchte Luft senkt es sich wie ein kühles Tuch. Es wird immer stiller. Aber noch ist alles ringsum rot. Man ist nun an das Rauschen gewöhnt. Es ist fast wie ein Wasserfall. . . .

Da hört der Bauer in seiner Nähe ein weinerliches Geklage. Der Dechant der verbrannten Kirche läuft zwischen den Leuten umher und kann sich nicht fassen. Immer wieder fragt er, wer das nur getan haben könne. Daß der Brand gelegt worden sei, darüber war man bereits einig.

Der Bauer hört sein Klagen und hat plötzlich das Gefühl, als könne er dem alten Manne von seinem quälenden Weinen helfen, wenn er ihm Antwort gebe.

„Ich hab's getan, Hochwürden,“ sagt er einfach, wiederholt das dann noch mehrmals und läßt sich fesseln und fortführen.

Mit einem Male wird das Volk wild, beginnt zu toben und will ihn zu Tode schlagen, aber nur einige Stöße treffen ihn; der Geistliche selbst geht zu seinem Schutze hinter ihm. Er klagt jetzt in der Tat nicht mehr.

Damit war die Sache erledigt.

Und alles kam, wie der Bauer sich's gedacht hatte, nur eines hatte er nicht ahnen können:

Als man zum Neuaufbau der Kirche die Trümmer fortschaffte, fand man unter ihnen das Bild der schwarzen Mutter Gottes völlig unversehrt; nicht einmal ihr Kleid war verbrannt, und eben das weiße gestickte Kleid war's, das jener Bauer ihr gespendet hatte. Und der Ruf von diesem neuen Wunder ging in das ganze Land aus.

